

(Nachdruck verboten.)

27]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Nun auf einmal beginnen sie nachzudenken und alles das zu bereuen, was den Verfall der Jugend beschleunigte. Wie aber alles im Leben seine zwei Seiten hat, so liegt auch in dieser fast tragischen Verzweiflung ein komisches Element. Vor allem schon in dieser angstvollen Sorge um das „Ich“. Wer sein Leben recht ausgefüllt hat, der dachte immer mehr an seine Kinder und Angehörigen und an alle die, welche seiner Sorge unterstellt waren, als an sich selbst. Der wird den großen Uebergang zum Alter mit Ruhe ertragen und wird ihn kaum schmerzlich empfinden. Wer aber wie der Anwalt seine kostbare Person stets in den Vordergrund gestellt hat, merkt und bereut das erst jetzt, und leise, trübe wird man lächeln dürfen, wenn man die ängstliche Art sieht, wie der betreffende nun rasch alles gut machen möchte.

Der Justizrath fuhr mit Abraham zum Kirchhof und besuchte Eva's Grab. Das hatte er in den vielen Monaten nur sehr selten gethan, jetzt wollte er täglich hinaus kommen. Am Abend hatte er mit Abraham eine lange Unterredung, in der er ihn gleichsam um Verzeihung bat für die nicht immer väterliche Art, mit der er ihn behandelt habe. Der Junge war tief bewegt, und der Justizrath infolge dessen doppelt, es gab eine Rührszene, die stark nach Sentimentalität schmeckte. Dann kam Menichen an die Reihe. Schon die feierliche Art, in welcher sie gerufen und von ihrem Beschützer empfangen wurde, hatte etwas Bizarres, und als der kranke Anwalt sie nun mit leiser Stimme bat, in dem Sessel da drüben Platz zu nehmen und ihm aufmerksam Gehör zu schenken, da machte das gute Menichen ein so dummes, ängstliches Gesicht, und der Anwalt eine so über allen irdischen Fröhlich erhabene Greisenmiene, daß niemand in diesem seltsamen Paare Brautleute vermuthet hätte.

„Ich reise Ende der Woche nach dem Süden, mein liebes Menichen“, begann der Justizrath, „mein Arzt hat mir dort längeren Aufenthalt verordnet und — erschrick nicht — es scheint mir mehr als fraglich, ob ich von dieser traurigen Reise zurückkehre.“

Menichen erschrak allerdings, aber den Sinn dieser Worte verstand sie falsch und dachte dabei allen möglichen Unsinn; der Anwalt wollte sich da ansiedeln, sie sitzen lassen, nicht wiederkommen und so weiter.

„Abraham wird mich begleiten. Es wird ihm gut thun, einmal einige Monate sich auszuspannen und für seine Gesundheit zu leben.“

Er erhob sich und trat zu ihr. Seine Stimme klang umflort, aber doch würdig und fest, als er nun das entscheidende Wort sagte: „Ich habe unrecht gethan, Anna, Dein junges Leben mit dem meinigen verknüpfen zu wollen. Fast dreimal bist Du jünger, und ich — Anna, ich bin ein alter Mann. Ja.“

Sie war ganz wie betäubt. Im nächsten Moment, dachte sie, wird er die Thür öffnen und sagen: „Und nun adieu, leb wohl und laß Dir's gut gehen.“ Da faßte sie eine schreckliche Angst, und sie umklammerte bittend seine Hände.

Das legte natürlich wiederum der Anwalt falsch aus, und es fehlte garnicht viel, daß er sich noch rasch eines anderen besonnen hätte. Aber er hielt sich fest und würdig.

„Du bleibst hier im Hause, Anna, und sorgst für alles während unseres Fernseins. In meinem Testament wirst Du Dich so reichlich bedacht finden, daß Du keine Sorgen mehr zu fürchten hast. Dann eines Tages wird auch der Rechte kommen, meine liebe, gute Anna, der Dich glücklicher machen wird, als ich alter Mann es gekonnt hätte. Nicht wahr?“

Er richtete faust ihren Kopf empor, aber mit den in Thränen schwimmenden Augen sah sie gar nichts. Der rechte? Etwa der Photographengehilfe von damals? Ach, wie traurig war das alles!

Erst ganz allmählig begriff sie, was der Justizrath beabsichtige, daß er es jedenfalls gut mit ihr meine und daß sie nach wie vor eine elegante und wohl beköstigte junge Dame bleiben

dürfe. Im Ueberlegen war sie jedoch nicht schnell genug, um sich bereits jetzt zu sagen, daß sie mit diesem Tausche höchst zufrieden sein könne, und erst nachher, als sie allein war, wurde ihr die Sachlage klar: daß sie nun wieder frei sei, keinen Ring mehr am Finger trage, und — ach, das Leben ist doch wunderschön!

Nachher saß der Justizrath noch lange mit ihr und Abraham bei der Lampe zusammen. Abraham mußte sich auf die dringende Bitte des „greisen“ Vaters mit der entlobten Anna ausöhnen, und wenn nicht den ganzen Abend hindurch von des Anwalts Krankheit und nahem Tode die Rede gewesen wäre, so hätte die Stimmung eine ganz hübsche sein können. Jedenfalls gab es selten eine friedlichere und würdigere Entlobung als diese, und der Anwalt war nachher, als er allein war, auf die guten Thaten dieses Tages und seine unermeßliche Hochherzigkeit so stolz, daß er die Bitternisse des Alters und der Krankheit nicht mehr schwer empfand.

Am andern Morgen wachte er nach einer traumlosen Nacht merkwürdig wohl und gesund auf, trat an den Spiegel, zog die Vorhänge vom Fenster, trat wieder vor den Spiegel, rieb sich die Augen und traute kaum seinem Blick. Er sah im Spiegel zwar keinen Jüngling, natürlich nicht, jedenfalls aber einen Mann, der sich von dem Justizrath, wie er vor Wochen und Monaten ausgesehen, eigentlich wenig unterschied. Gesunde Gesichtsfarbe, helle Augen — hm. Vielleicht war das gestern nur ein rasch vorübergehender Anfall gewesen, der die Menschen momentan schrecklich entstellt. Im! Er kleidete sich in den hübschen, neuen Anzug, band eine helle Krawatte um und trat wieder vor den Spiegel: ein Gentleman. Er drehte sich rechts, links, immer ein frisches, erfreuliches Bild.

Er kniff mit den Zähnen in die Lippe, öffnete das Fenster, durch das die frische Frühlingsluft einströmte, setzte sich in jugendlicher Pose auf das Fensterbrett und begann die Dummheiten des gestrigen Tages an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen. Schließlich überwog aber neben einem Aerger das angenehme Bewußtsein der neu erwachten Lebenskraft, und über die Entlobung tröstete er sich sophistisch mit der Ueberzeugung, eine edle That vollbracht zu haben. Ueber kurz oder lang mußte der Sommer des Lebens ja jedenfalls dem Herbst und dem Winter weichen, und da wäre es doch nicht gut und recht gehandelt, die Kleine mit seinem Schicksale zu verknüpfen.

Freilich war es nicht angenehm, Menichen beim Kaffeetisch in der reizendsten Saune anzutreffen, und es kostete dem wackern Justizrath eine harte Ueberwindung, den gewohnten Morgengruß heute in einen Händedruck umzuwandeln. Sie sah in dem hellen Morgenleide so niedlich aus und hatte sich bei dem Gange zur Markthalle in der Frühlingssonne so rothe Backen geholt, daß der entlobte Justizrath bisweilen über die Zeitung fort nach ihr hinschielte und seine gestrige Ueber-eilung verwünschte.

Aber auch Abraham sah ein wenig frischer aus als sonst, und als er nun hereinkam, dem Vater die Hand gab — was sonst nie vorkam — und sich aufrichtig freute, ihn so gesund zu sehen, da verslog des Anwalts üble Saune und es machte ihm Freude, sich mit Abraham — das war nun wirklich seit Jahren nicht passiert — stundenlang zu unterhalten und nachher mit ihm spazieren zu fahren.

Acht Tage später reisten Vater und Sohn nach dem Süden. Abraham, der in seiner Klasse einer der besten war, hatte auch zwei Monate Urlaub erhalten, und er war schon vorher durch die sorgfältig studirten Reisepläne in eine Stimmung gekommen, wie man sie an ihm gar nicht kannte.

Menichen begleitete die beiden zum Bahnhofe, und als der Justizrath, der sich heute wieder schlechter befand, ihr zum Abschied die Hand reichte und aus dem Fenster des langsam hinausrollenden Zuges sie in ihrem eleganten weißen Kattunleide in der Ferne noch stehen und winken sah, da war ihm wirklich, als ob die Jugend von ihm Abschied genommen habe und er nun hinausfahre in den traurigen Rest seines Lebens.

Weniger tragisch dachte Menichen über den Abschied. Es war reizend, daß sie jetzt monatelang allein Herrin im Hause sein und jeden Mittag ihre Lieblings Speisen bestellen durfte. Am Ausgange des Bahnhofes traf sie den Agenten, der sie ein Stück Wegs begleitete und sich erkundigte, ob die vor zehn Monaten erfolgte Hochzeit ihres Bruders ihr gut bekommen sei. Er sah ein wenig schäbig aus, denn die Tante

hatte nenerdings jede Hand von ihm abgezogen. Als er die Abreise des Justizrathes erfuhr und die wichtige Mittheilung, daß Neunchen jetzt unbeschränkte Herrin im Hause sei, verkaufte er ihr sogleich fünfzig Pfund Butter, strich die Kosten in Höhe von fünfundsünfzig Mark ein, und versprach selbst den Transport des Fasses leiten zu wollen. Er thante jetzt ordentlich auf und erzählte allerlei Anekdoten. Als er sich schließlich verabschiedete, heuchelte er größte Eile, wollte nach der Uhr sehen, unterließ diese unwillkürliche Bewegung aber noch rechtzeitig und sagte, er sei jetzt einer der meistbeschäftigten Leute Berlins.

Sie ging nun nach Hause und meinte, daß dieser Agent, den sie ja schon seit Jahren kannte (aus der Zeit her, wo Papa Kreiser sein Atelier bei der Taute hatte), eigentlich doch ein netter Mensch sei. Nur der etwas abgeschabte Anzug war nicht schön, sonst könnte man diesen munteren Agenten wirklich gern haben. (Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge eines Naturfreundes.

Februar.

Es war ein milder trüber Tag, an dem Herr Tanzmann diesmal seine Schritte hinaus ins Freie lenkte. Der Himmel war gleichfarbig grau, und die Luft so dicht mit Wasserdampf gesättigt, daß der Horizont wie mit Nebel verschleiert lag, und die Feuchtigkeit sich auf die Kleidung und den grimmigen Bart des Herrn Tanzmann setzte.

Das ist schon die Frühjahrüberschwemmung, sagte dieser gelassen. Heute Maiwärme und morgen Eis und so fort ein Vierteljahr. So ist das nun in unserer gemäßigten Zone. Man kommt nicht von der Stelle. Verwünscht gemäßigte Zustände bei uns!

Er schritt jetzt zum Ufer eines langgestreckten Sees binab, wo die hohen, dünnen Schilfstengel eine stille feichte Wasserbucht dicht überzogen hatten. Der See lag, mit anderen Seen eine weite Wasserlette bildend, im Ziemern einer langen Thalniederung, welche, an ihren tiefsten Stellen mit Wasser ausgefüllt, in das große Spreethal mündete. Diese Niederung schnitt tief in das Land ein, und ihre Längsränder, die an einigen Stellen kilometerweit von einander entfernt waren, mußten die Uferwände eines ehemaligen recht bedeutenden Wasserlaufes sein, der seine Fluthen in das freilich noch beträchtlich breitere Strombett der alten Spree gewälzt hatte.

Schade, sagte Herr Tanzmann, von al' der Wasserherrlichkeit nur noch ein paar armselige Seen und die paar Flüschen, wie die Dahme und die Spree, in deren ausgetrocknetem Flußbett jetzt Groß-Berlin Seehafen-Träume hegt. Jawohl, als die einzige sichere Erbschaft von dem alten Spreeflrome haben wir nur noch den modderigen, wackeligen Untergrund, den Hauschwamm und die Matten!

Als er am See-Ufer entlang ging, bot sich ihm die Gelegenheit, einen Blick in die Erdzusammensetzung des ehemaligen Stromrandes zu thun. Es befanden sich in jener Gegend eine Menge Giegeleien, deren Schächte wie steile Felsenschluchten tief in die Erde eingegraben waren. An ihren Wänden konnte man deutlich die Lagerung der einzelnen Erdschichten erkennen. Es waren verschiedenartige Zonen von Sand, Kies, Lehm, Mergel und Thon, alles Produkte der großen Eiszeit, welche nordisches Steinmaterial hierher geführt und mannigfach umgeändert hatte.

Herr Tanzmann sah es zwar als eine besondere Böswilligkeit der Natur an, daß sie den hieren Sand oben auf gepackt und den kostbaren Thon gerade nach unten vergraben hatte, aber er ergab sich drein, da er es doch nicht ändern konnte. Zum Glück für ihn fand er eine Strecke weiterhin die Erdverhältnisse mehr nach seinem Wunsche. Dort breitete sich neben dem See eine Wiese aus, deren dürgelbe Grasfläche von kleinen Gruben hier und da unterbrochen war. Die Wiese war zwar jetzt außerordentlich naß, so daß Herr Tanzmann sie nicht zu überschreiten wagte. Er kannte diese moorigen Seewiesen, die mit ihrem schwankenden Boden selbst im Hochsommer kaum zu betreten waren. Eine dieser Gruben lag jedoch ziemlich nahe am Rande. Ihre schwarzen Wände bestanden aus einem guten recht sandfreien Torf, der ein sehr molliges Heizmaterial abgeben mochte. Man konnte in diesem Torfe noch deutlich die Pflanzenüberreste, selbst große Wurzeln und Baumstämme erkennen, die einst auf dieser sumpfigen Wiese gewachsen, umgefallen und dann in den kohlenartigen Zustand übergegangen waren. An den oberen Rändern der schwarzen Wände wurde die Erde moorig, und aus dem Moor ragten die Wiesengräser und Kräuter hervor, die jetzt eine winterlich gelbe Farbe zeigten.

Da können Sie sehen, Herr Tanzmann, sagte der Wanderer zu sich, wie die Kohle früher gewachsen ist. Ganze Wälder versumpften und wurden unter Gestein und Schutt begraben wie da drüben der Thon. Das schwere Gewicht presste sie zusammen zu einer harten Masse, während unser neuerzeitiger Torf nur feicht eingebuddelt und deshalb eine schwammige, leichte Waare ist, wie alles Moderne.

Das Wasser, das in der Torfgrube stand, war fast ganz mit einer dünnen, grünen Decke von Wasserlinsen bedeckt, kleinen Pflänzchen, deren ganzer Leib aus einem einzigen linsengroßen Blatte bestand. Herr Tanzmann dachte bei ihrem Anblick an die Frau Tanz-

mann, seine Mutter, oder noch mehr an ihre Enten, die diese Wasserlinsen höher schätzten, als Recht und Gerechtigkeit, und jeden Morgen heimlich ausrückten in den Wassertümpel, wo man sie ohne Stulpsiefel und die Gefahr, im Moore zu versinken, nicht herausbringen konnte. Und die Frau Tanzmann stand dann wie eine Henne, die Enten ausgebrütet hat, am Teichrande und lockte und lockte und schrie sich heiser: Hüle, Hüle, Hüle! Die „Hülfen“ kamen aber nicht, sondern blieben bei den Wasserlinsen und hielten große schnatternde Reden, bei denen freilich auch nichts herauskam.

Herr Tanzmann ging um die Wiese herum und kam zu einer Stelle, wo die alte Thalwand dicht und ziemlich steil an den jetzigen Uferand des Sees heranließ. Hier machte der See ein Knie, hier war er auch tief, während an dem gegenüberliegenden flachen Ufer gelbes Schilf wieder auf eine stille Bucht mit feichtem Wasser hinwies. Ohne Zweifel wurde die Uferwand von der Wasserflutung auf der steilen Seite immer weiter abgerissen und der abgeschwemmte Boden nach den schilfigen Stellen des Sees getragen. Herr Tanzmann konnte ganz genau erkennen, wie sehr der See seit der jüngsten Erdperiode bis auf die Gegenwart das umliegende Gebiet verändert hatte. Da an einer Stelle hatte er viele Morgen Landes angepült und der abgeschwemmte Boden war sofort als Wiese, an der oberen Seite sogar als „Rohgarten“ in Anspruch genommen worden. Dagegen hatte der See an anderen Stellen sich redlich Mühe gegeben, den Ackerboden hinwegzureißen.

Was doch die Natur für ein alter Revolutionär ist, sagte Herr Tanzmann, hier reißt sie ein und dort spendet sie wie ein Verschwender. Man hätte sie längst eingesperrt, wenn man das dazu nöthige Geld nicht für andere ähnliche Kulturzwecke brauchte!

Eine Strecke weiterhin war der Seerand mit Gebüsch bewachsen. Weiden, deren schneeweiße Filzflächen bereits zur Hälfte aus den dicken Knospen hervorklugten, gemahnten schon an den kommenden Frühling. Ueberhaupt konnte Herr Tanzmann zu seiner Freude sehen, daß bereits das erste Leben in die Natur zurückgeleitet. Hier und da regten sich auch an anderen Bäumen und Sträuchern die Knospen. Eine gigantische Schwarzpappel, die an einem zum See führenden Wege stand, und eine graustämmige Espe, die mit ihren Ausläufern ein wüßes Gestrüch bildete, hatten ebenfalls bereits ihre dicken Blüthenstände hervorgefandt.

Das ist der allererste Frühling, sagte Herr Tanzmann. Der kommt noch vor dem Vorfrühling. Aber von dem weiß nur der Neunhundertneundneunzigste von Tausend. Und nur wer so ein alter Zukunftsintitirer ist wie Sie, Herr Tanzmann, hat seine Freude daran mitten in der Winterleere des Februar.

Unter dem Gestrüch befand sich ein breiter Schneeballstrauch, über und über mit knallrothen Früchten behangen, die sich vom Herbst her gut durch den Winter gerettet hatten. Der Heckenrosenbusch, der daneben stand, hatte dagegen seine Hagebutten bereits fast alle abgeworfen oder den Vögeln abgegeben. Herr Tanzmann konnte nur noch zwei davon erbeuten. Er sah sie an, drückte die Kerne heraus und ließ die fleischige Schale zwischen den Zähnen verschwinden, eine Leidenschaft, die er noch von der Zeit her hatte, wo er bei der Frau Tanzmann wohnte, seiner Mutter, und ein tüchtiger achtjähriger Galgenstrich war. O, wie oft war ihm dann ein solches verwünschtes kräftiges Härchen, mit denen die Fruchtkerne eingehüllt waren, im Halse stecken geblieben. Dann war guter Rath theuer. Frau Tanzmann empfahl: Wasser trinken, aber das Härchen trakte weiter, dann empfahl sie: ein Stückchen „Brotkirste“ essen, aber das Härchen trakte weiter in Herrn Tanzmann's Kehlen. Erst wenn sie mit der großen Flasche Himbeersaft aus dem Keller hervorkam, wurde das Härchen und der junge Herr Tanzmann sanftmüthiger.

Nun ging er schnellen Schrittes weiter an einem kleinen Graben entlang. Dieser verband den See, den er eben verlassen, mit dem anderen, zu dem er sich jetzt wenden wollte. Da, wo der Graben in den zweiten See mündete, stand ein kleines, einsames Gehöft. Eine schwarze Baummasse umrahmte die kleinen Gebäude aus Fachwerk und Lehm. Die Dächer waren mit dem Schilf gedeckt, das der Besitzer des Hofes selbst aus dem See geschnitten und auf seine Gebäude gelegt hatte. Herr Tanzmann kannte ihn, es war sein alter, lieber Freund Mewis, der hier, eine halbe Stunde von dem am jenseitigen Ufer liegenden Dorfe entfernt, sein Land in altgewohnter Weise bebaut.

Mewis stand gerade im Garten und schnitt mit seinem blühenden Taschenmesser an seinen Obstbäumen herum, und zwar gründlich. Als er den Wanderer kommen sah, setzte er das Messer ab, steckte es schnell ein und rief fröhlich hinüber:

Kiel' mal, der Herr Tanzmann! Na nu, Du oller Junge? Daran erkannte Herr Tanzmann, daß sein Freund noch der Alte geblieben war, im übrigen hatte er daran sehr gezweifelt, da er ihn inmitten einer Anpflanzung junger, geradstämmiger Obstbäume sah, die er offenbar, aller ländlichen Gewohnheit zuwider, aus einer Baumschule bezogen hatte.

Menschenskind! rief ihn Herr Tanzmann an. Ja, sagte Mewis, die habe ich mir voriges Jahr zugelegt. Ich will doch mal sehen, ob's nicht mit dem Obstbau geht. Und hast die Bäume da in den Sand hineingescharrt, was? Na, versteht sich, wohin denn sonst? Mewis, Mewis, sagte Herr Tanzmann, Du bist noch gerade so dumm, wie vor Jahren, als ich das letzte Mal von Dir ging.

So? sagte Mewis.

Giebst Du Deinen zwei Pferden Sand zu essen, giebst Du Deinen drei Kühen (oder wie viele Du jetzt hast) Sand, giebst Du Deinen Schweinen Sand?

Das ja gerade nicht, sagte Mewis kleinlaut.

Und Deinen Bäumen willst Du Sand geben, Du nichtswürdiger Kerl? Da hast Du nun den Seeschlamm vor Deiner Thür und den Schutthaufen mit Kalk und Lehm hinter der Schenke. Und das hast Du Deinen Bäumen vorenthalten! Da kann ich Dir schon sagen, von denen wirst Du auch nicht eine Handvoll Aepfel ernten.

Ja, sagte Mewis, möglicherweise kann das stimmen, die alten Bäume haben auch nie was Rechtes getragen.

Da siehst Du's. Wer was leisten soll, der muß auch was zu essen kriegen. Das ist die erste und letzte Weisheit in der Natur.

Mein Vater, Herr Tanzmann, sagte Mewis feierlich, hat die Bäume auch stets so gepflanzt.

Na ja, daran siehst Du, daß Dein Vater auch nicht klüger war wie Du. Das ist eben das Schlimme, Ihr Landbewohner seid noch nicht genug Herren der Natur, Ihr steht noch zu sehr unter ihr, und wir Großstädter, wir sind zu sehr außerhalb von ihr, und das ist freilich vielleicht das aller schlimmste!

Du, Herr Tanzmann, ein Großstädter? sagte Mewis jetzt mit wachsender Ueberlegenheit. Du, ein Großstädter? Du stammst doch auch aus dem Niederbarnimer Kreise wie wir anderen.

Herr Tanzmann schwieg gekränkt. Sie schritten durch den Garten, in dem bereits die ersten Unkräuter, die rothe Laubnessel, das gelbe Kreuzkraut und die Vogelmeiere ihre zu dieser Zeit sehr unauffälligen, unscheinbaren Blüten entfalten hatten. Von einem alten Kasianenbaum ließ ein Finkenweibchen ein munteres Pint-Pint-Pint erschallen. Dann kamen sie an eine kleine, mit Buchsbaum eingefasste Rabatte, in der die Schneeglöckchen bereits unzählige, zartweiße Blüten getrieben hatten.

Ah, das ist wirklich schön! sagte Herr Tanzmann. Mitten im Februar schon solche Blumen, wie sie der Sommer kaum schöner hervorbringt. Kannst Du Dir denken, Mewis, wie man sich über solche lachenden Frühlingsvorkäuser freut, wenn man mitten aus der düstern Großstadt kommt?

Mewis sagte nichts, sondern pflückte einige der Blumen ab und steckte sie Herrn Tanzmann ins Knopfloch. Damit war der Frieden zwischen beiden wieder hergestellt. — Curt Grotte wig.

Kleines Feuilleton.

— Die deutsche Presse im Jahre 1897. In der neuesten Nummer der „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker“ ist eine statistische Abhandlung über die deutsche Presse enthalten, die in mehrfacher Hinsicht Interesse erregt. Abgesehen von den Fachzeitschriften erschienen im Jahre 1897 im Deutschen Reich 3477 politische bez. Infectionsblätter, vertheilt auf 1752 Erscheinungsorte. Im ganzen genommen trifft im Deutschen Reich auf je 12 092 Einwohner oder auf 157 Quadrat-Kilometer eine Zeitung. In Oesterreich trifft eine Zeitung erst auf 72 290 Einwohner oder 1167 Quadrat-Kilometer, in der Schweiz schon eine auf 7381 Einwohner oder 107 Quadrat-Kilometer. Man kann aus diesen Ziffern die Einwirkungen der Preßgesetze deutlich erkennen. Während die Schweiz, deren Presse unter den zum Vergleiche herbeigezogenen Ländern sich der größten Freiheit erfreut, auch den größten Konsum an Lesestoff aufweist, bleibt Oesterreich infolge seines Preßgesetzes und seines Zeitungsstempels weit zurück. Das Deutsche Reich zählt neun Zeitungen, die öfter als täglich zweimal erscheinen; Oesterreich hat kein derartiges Blatt aufzuweisen, die Schweiz besitzt eins. Au wöchentlich 12 bis 18 mal erscheinenden Zeitungen besitzt Deutschland 79, 6—7 mal wöchentlich erscheinen 1185, 2—5 mal 1745 Blätter. Der Infections-Zeilenpreis in diesem Blätterwalde variiert zwischen 5 Pf. und 3 M.; in bezug auf die politische Richtung bezeichnen sich reichlich die Hälfte der Zeitungen als „parteilos“. Außerdem erscheinen im Deutschen Reich noch 3056 Fachzeitschriften, die sich auf alle Zweige des menschlichen Wissens und Strebens vertheilen. —

Theater.

Im Thalia-Theater wurde am Sonnabend „Das neue Ghetto“ von Theodor Herzl zum ersten Male aufgeführt.

Nach der Wiener Aufführung war an dieser Stelle schon von dem Stücke, als einer der wirrsten Zeiterscheinungen, die Rede. Von seiten der Wiener Presse aus war freilich dem Schauspiel eine schwindelhafte Reklame gemacht worden. Das Stück ist literarisch völlig ohne Belang, und als Streitruß betrachtet ist es demagogisch im bösen Wortsinne und rabulistisch zugleich.

Das neue Ghetto selber, wie der trampelnde Beifall, der ihm von Börsen- und Bankjünglingen im Thalia-Theater zu theil wurde, sind nur aus überhöhter Seidenhaftlichkeit und aus dem Trost verwundeter Eitelkeiten zu verstehen.

In seinem innersten Kern ist das Drama der Ausdrud nationaler Bourgeoisie; an und für sich bleibt es gleichgültig, ob diese Bourgeoisempfindung sich jüdisch-national, französisch und deutsch äußert. Für den Mann von sozialistischer Empfindung sind die Reden und Debatten in dem Stücke tönende Worte ohne Inhalt. Der Boden, auf dem solch' Schauspiel gedeihen konnte, liegt auf einer Welt, die der Welt von Lessing's Nathan diametral entgegengesetzt ist.

Aber richtig, es kommt im neuen Ghetto doch ein sozialistisches Moment vor. In das behagliche Arbeitszimmer des Advokaten Dr. Samuel in Wien tritt ein Herr Grubenarbeiter. Er ist aus seiner Heimath bei Laibach nach Wien gereist, um sich im Auftrage seiner Arbeitsgenossen wegen unheimlicher Zustände auf den Gruben des Herrn v. Schromm zu berathen. Der Advokat erfährt von grauenhaftem Glend. Bescheiden, ja demüthig vertrauend war ihm der alte Bergarbeiter genah: ein Mensch dem anderen. In keinem Blick, in keiner Miene war das Judenthum des Dr. Samuel gekränkt worden. Der Arbeiter vertraut, weil er hört, dieser Samuel sei ein anständiger Mann. Tausende und Abertausende seiner Mitbürger empfinden so, wie dieser alte, durchaus nicht sozialdemokratische Bednik. (So heißt der Slovener.) Aber was diese Tausende denken, wie sie handeln, das berührt den Dr. Samuel nicht. Den Leuten giebt er wohl gern das Almosen seiner Hilfe, sonst sind sie Lust für ihn. Nur was ein relativ kleiner Theil seiner Klaffengenossen über die Juden denkt, verbittert ihn und bewirkt, daß er ewig einherschreitet wie ein Märtyrer. Ihn selber achten viele seiner christlichen Mitbürger aus gleicher gesellschaftlicher Kaste. Das ist ihm nicht genug. Auch seine Verwandtschaft und seine Umgebung sei gewissermaßen heilig!

Man hat in Wien gerade die Wirklichkeitsdarstellung in den jüdischen Familienszenen gerühmt. Wir kommt schon die Voraussetzung unwahrscheinlich vor. Eine Familie ohne jeden Gemein Sinn, ohne jedes Gefühl für Welt- und Staatsbürgertum, wird ihre Tochter nicht an einen Mann verheirathet, der ein „unpraktischer Schwärmer“, ein Rechtskämpfer und Idealist sein will. Zumal wenn diese Tochter in Leppigkeit erzogen ist. Nach den Vorstellungen solcher Menschen muß das schleichende Raubthier, der Börsenkönig Rheinberg, im Stücke der würdige Schwiegersohn sein. Wie käme der zur Verschwägerung mit dem Habe- und Langenichts Dr. Jacob Samuel? Nun, vielleicht ist ein Wunder geschehen, oder die würdige Familie hofft, nach der Ehe würde der Advokat schon vernünftig werden, wie andere Advokaten auch.

Aber der Samuel fährt lieber nach Laibach und stellt seine Kraft halbverhungerten Bergleuten zur Verfügung, als daß er anrühige Geschäfte machte. Sehr schön! Wenn der Mann so empfindet, wie verträgt er es, seinen Schwager Rheinberg und das ganze Gefindel immer um sich zu haben? Keinliche Scheidung vor allen Dingen! Wie verlangt er nur, daß sein christlicher Freund, der Dr. Wurzlechner, als sauberer Mann nicht rieche, was eben übel riecht?

Er wirft dem Rittmeister v. Schromm, als er diesem das Unrecht vorhält, was er an seinen Bergarbeitern verbrochen, mit bezug auf seine eigene Thätigkeit das voll klingende Wort ins Gesicht: „Der Jude that die Christenpflicht!“

Es handelt sich aber nicht um Juden- und Christenpflicht, sondern um Menschlichkeit; und wenn Herr v. Schromm nicht, wie ihn Herzl darstellt, der verkommene Junker wäre, so könnte er dem Dr. Samuel gelassen erwidern: „Schreien Sie nicht so, Verehrtester. Was Sie mit ihren guten Rathschlägen und ihrer Einzelhilfe an den Arbeitern in Dubnitz gethan, ist eine Bagatelle gegen die Verwüstungen, die ihre schwägerliche Kanaille, der Herr Rheinberg mit seinen Schwindeloperationen in demselben Dubnitz angerichtet hat. Ich bin ein leichtsinniger Kavallier und wußte nicht, wie's da draußen in Dubnitz zugeht. Das ist meine Schuld. Ihr Schwager aber handelt mit offenen Augen, wie ein springbereites Raubwild.“

Allein für die Gallerie, wenn sie so bestet war, wie jüngst am Sonnabend, ist solch' tönendes Wort: Der Jude that die Christenpflicht, ein willkommenes Vorwand zur Demonstration.

Baron Schromm, der durch Rheinberg gänzlich ruinirt ist, läßt sich in seiner Erregung zu dem Wort „Judenpaß!“ hinreißen. Nun wird Dr. Samuel völlig wüthend. Er nimmt gar keine Rücksicht darauf, daß ein zu grunde Gerichtetler so gesprochen hat. Er verlangt, wo möglich, daß dieser Schromm wie der alte Gombo zum Schylock spreche: Verehrter Herr Jude! und giebt dem Baron eine Maulschelle. Es folgt das übliche Duell, Dr. Samuel wird tödtlich verwundet und predigt allerlei Judenstaatliches, er, der immer auf kleinlich äußere Würde, nie auf den Eigenwerth einer freien Persönlichkeit gebaut hat.

Um solcher reaktionären Verirrung willen war so viel Arm geschlagen worden! Das ist das Ergebnis krankhafter Zustände.

Das Stück wurde recht wacker gespielt. Eine hübsch karrikirte Rolle, die des naiven Börsenhallunken Wasserstein, gab Herr Sachs dem Publikum sehr zu Dank. Herr Wirt aus München gab den Samuel so geschickt, daß die hölzerne Figur wenigstens nicht lächerlich wurde; und Herr Eggling in der Episode des alten Bednik ergriff durch seinen schlichten, warmen Vortrag. —

Das Neue Theater führte am Sonntag in einer Mittagsvorstellung das Schauspiel „Die Komödie“ von Friedrich Elbogen, einem Wiener Rechtsanwält, auf.

Diese Mittagsvorstellungen, mit denen Direktor Lautenburg und droht, sind unerfreulich. Sie ziehen kein Publikum heran, die übermüdete Kritik und ihr Anhang sieht zu Gaste, und den Autoren wird Sand in die Augen gestreut. Man bringt die Stücke heraus, weil man kontraktlich verpflichtet ist; aber man bringt sie mit belasteten Schauspielern und nicht vor voll empfänglichem Publikum an Sonntags-Mittagen heraus. Man hat sie einmal aufgeführt; dann sind sie in der Regel begraben. Das Klügste wäre, die Kritiker

streifen, wie sie zum größten Theil den „Theater-Probir-Vereinen“ gegenüber es thun, die zur Zeit übermühen.

Zu den begrabenen Stücken wird das Elbogen'sche gehören. Darum sei ihm keine lange Leichenrede gehalten. Herr Elbogen hat mancherlei schon dilettantisch getrieben, auch die Bekämpfung des Sozialismus durch den frei-herrlichen Individualismus. So hat er denn auch dilettantisch ein Stück geschrieben, worin ein seltener Fall aus der Praxis eines Anwalts geschildert wird. „Buchstäblich wahr“, sagte die Kellame. Das kann schon stimmen; aber was nützt die wahrste Geschichte, wenn sie kein Dramatiker behandelt? Die Seltsamkeit ist die: Ein alter Major will sich von seiner Frau scheiden lassen, weil die ihn vor dreißig Jahren mit einem Schauspieler betrogen hat. Früher konnte er sich nicht scheiden lassen, wegen seiner Familienverhältnisse; da war ein Kind, später eine Enkelin zu erziehen; die sollten nicht in den Familienschmutz gezerrt werden. Das seltsamste kommt aber noch: Gerade jener Advokat, dem der Major den Scheidungsprozeß überträgt, hat mit der verheiratheten Enkelin des Majors ein ehebrecherisches Verhältnis. Vielleicht hat sie die Ehebruchgelüste von der Großmutter geerbt. Natürlich giebt's die übliche Schießerei, und die Frau des Majors tötet sich selber; sie kann den neuen Skandal nicht überleben.

Frau Reisenhofer und Herr Farno bemühten sich vergebens. Sie konnten das spießförmig erliefte Drama nicht lebendig machen.

— hl. Die „Freie Volkssbühne“ hat am Sonntag im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater die erste ihrer Aufführungen der „Lustigen Weiber von Windsor“ von Shakespeare veranstaltet. Man hat von vornherein einige Zweifel gegen Winnen, ob das Stück die rechte Aufnahme finden würde, und es ist auch jetzt noch schwer, die Art der Wirkung festzustellen. Daß die derbe, unverwundliche Komik der Situationen, in die der edle John Falstaff bei seinen Abenteuerern gebracht wird, eine große Heiterkeit entfesseln würde, war freilich vorauszusetzen. Durch die neue Bearbeitung des Lustspiels, die von Herrn Palm besorgt war und die es technisch gewiß zur Aufführung geeigneter gemacht hat, ist aber die grob sachliche Wirkung gar zu stark in den Vordergrund gedrängt. Das Fremde, das eine getrene Uebersetzung für unser Ohr haben würde, war möglichst vermieden, die Sprache unserem Gesprächston angepaßt. Nicht gut übersehbare oder unverständliche Wortspiele hatte der Bearbeiter einfach gelassen, längere Reden überhaupt stark gekürzt, einzelne Ausdrücke und Bilder des Originals durch andere, die uns vertrauter klingen, ersetzt. Dadurch war die Sprache zwar verständlicher und flüssiger geworden, aber die künstlerische Eigenart des Shakespeare'schen Dialogs, die zugespitzte, feingeschliffene Form, das Spielen mit den Worten und allen möglichen, oft verhänglichen Beziehungen, die witzigen Pointen, all das hatte zu sehr gelitten. Da die Schauspieler ohne Ausnahme überdies im Tone fast übertrieben und stellenweise geradezu karikiert, so wurde aus dem Lustspiel fast nur das herausgearbeitet, was es an possenhaftem Charakter in sich trug. Wenn daher auch die übermüthigen Tollheiten des Lustspiels viel belacht wurden, so ist doch zu bezweifeln, daß diese Aufführung der „Freien Volkssbühne“ einen nachhaltigen Eindruck hervorgerufen hat. Man hörte schon in den Pausen aus vielen Gesprächen heraus, daß ziemlich schnell eine gewisse Ernüchterung eingetreten.

Kunst.

— Dem städtischen Museum in Leipzig wurde von einem reichen Leipziger Bürger ein von Sascha Schneider herrührender großer Karton als Geschenk angeboten. Das Museum aber hat, wie die „Leipz. Volksztg.“ mittheilt, die Annahme — verweigert. — Es scheinen „Sittlichkeitsgründe“ maßgebend gewesen zu sein.

Archäologisches.

— Auf einem Ziegelfelde in Zülpich wurde ein interessanter Fund römischer Waffen gemacht. Es fanden sich in einer Entfernung von etwa 10 Metern von der jetzigen Straßenkante der alten Zülpich-Kölner Römerstraße in einer Tiefe von 1 Meter die Waffen zweier römischer Soldaten (hastati), bestehend aus den Spitzen zweier Wurfspeere (pilum), zwei Schwertern, drei Lanzenspitzen (hasta), einem Dolch, zwei Schildbuckeln und verschiedenen kleineren Eisenteilen, sowie verzierten Kupferblechstücken. Die letzteren scheinen Verzierungen der Wehrgehänge und Schwertscheiden gewesen zu sein. Die Fundstücke sind fast alle sehr gut erhalten, besonders die 80 Centimeter langen Schwerter, die Wurfspeere und die beiden Schildbuckel. Letztere sind aus Eisen und mit kleinen Silberplättchen von der Größe eines Markstücks verziert, die trotz ihrer fast tausendjährigen Ruhe in der Erde eine so frische Politur zeigen, als wären sie eben aus der Hand des Waffenschmiedes gekommen.

Technisches.

— Karten aus Aluminium sind in letzter Zeit in England ein sehr beliebter Artikel geworden; und zwar debitierte man sich dieses leichten Materials in großen Mengen zur Uebersmittlung des dort üblichen Weihnachtsgrußes als „Christmas card“.

Die große Beliebtheit, deren sich diese Neuerung erfreut, hat ihren Grund nicht nur in der großen Leichtigkeit des Aluminiums, die für einfaches Porto die Versendung von 2-3 Karten gestattet, sondern vorzugsweise in dem prächtigen Eindruck, den das bemalte glänzende Metall macht. Dicke Wasserfarben eignen sich besonders zur Bemalung. Die Karte macht in einer schwarzen und goldenen Umrahmung einen entzückenden Eindruck und der Glanz ihrer Farben erinnert an Seide.

Humoristisches.

— Die wirkungsvollste Hamlet-Aufführung, die ein Theater je erlebt zu haben sich rühmen dürfte, kam vor einigen Tagen in einer kleinen englischen Provinzstadt zu stande. Eine reisende Schauspieltruppe hatte für den Abend eine Hamlet-Vorstellung angefragt, und da die Leute wirklich gut spielten, war schon am Nachmittag das ganze Haus ausverkauft. Nun erkrankte plötzlich die Darstellerin der Königin. Rathlos irrte der Direktor umher und brachte schließlich in Erfahrung, daß in dem Orte eine Schauspielerin lebte, die seit einigen Monaten ohne Engagement war. Sofort wurde zu der Dame hingeschickt, und sie erklärte sich auch gern bereit, die Rolle der Königin zu übernehmen. Ihre Garderobe hatte sie zwar mottenfächer verpackt, doch schnell waren die notwendigen Kleidungsstücke herausgeholt, und eben noch rechtzeitig erschien die imposante Figur der Mutter Hamlet's auf der Bühne. Ihr stolzes, siegesgewisses Auftreten machte auf das Publikum den besten Eindruck, übte aber auf die anderen Bühnenmitglieder eine höchst originelle Wirkung aus. Der König schien einige krampfartige Versuche zu machen, seine Würde zu bewahren, brach aber plötzlich in so heftiges Niesen aus, daß die nicht allzu festen Bretter, auf denen er stand, bedenklich erzitterten. Sämmtliche Hörsinge, die Ehrendamen, alle folgten sie dem königlichen Beispiel. Nur erschien Hamlet mit einer tief tragischen Miene, doch nach einigen konvulsischen Bewegungen, die seine prinziplichen Züge verzerrten, verhillte er das Haupt mit seinem düsteren Gewande, und Niesen auf Niesen war alles, was das verblüffte Publikum zu hören bekam. Dunkelroth vor Zorn trat zu guter Letzt noch der Regisseur hinter den Koulissen hervor, um nach der Ursache der eigenartigen Epidemie zu forschen. Aber ehe der Gestrenge noch zu Worte kommen konnte, brach auch er in markerschütterndes Niesen aus. Zwischen den Lachsalben der lärmlich applaudirenden Zuschauer und dem immer noch nicht endenwollenden Niesen auf der Bühne senkte sich der Vorhang. Wie sich dann herausstellte, hatte die fremde Schauspielerin es in der großen Hast verkannt, ihre königliche Robe, die sie zum Schutz gegen die Motten stark eingepfeifert hatte, genügend auszuschütteln.

Vermischtes vom Tage.

y. In der Ortschaft Dürdan (Marokko) sind die drei Kinder eines Futterknechtes, die von den Eltern während der Arbeitszeit in der Wohnung allein gelassen waren, erstickt. Sie hatten mit Streichhölzern gespielt und die Wohnung in Brand gesetzt.

— In Gera wollte ein Geizhals seine Fremde um die übliche „Schlachtschüssel“ bringen. Damit das Schwein seinen Tod nicht durch Schreien verriethe, ließ er es kurz vor dem Schlachten chloroformiren. Das Säulein empfing denn auch still den Todesstoß. Die Geschichte aber kam doch heraus, die „Schlachtschüssel“ mußten geliefert werden, und den Spott hatte der Filz noch obendrein.

— Dr. Rudolf Leuckart, Professor der Zoologie und Zootomie an der Universität in Leipzig, ist gestorben.

y. In der Nähe von Belgoland wurde am Freitag ein lebender Walfisch angetroffen, der wahrscheinlich von den letzten Stürmen dorthin verschlagen wurde.

— Reste einer römischen Wasserleitung wurden in Langenlonsheim bei Kreuznach in etwa 1 Meter Tiefe aufgedeckt.

— In Mannheim hat der Hofopernsänger Abel eine Recensentin, die sich über seine Leistungen ungünstig ausgesprochen, in ihrer Wohnung mißhandelt.

— Von der Prager Polizeidirektion ist die Aufführung von Sandermann's „Johannes“ im Prager Landestheater verboten worden, weil der der Bibel entnommene Stoff Aergerniß konfessioneller Natur erregen könnte.

— In Währing bei Wien wurde die Frau eines Konduktors von ihrem elfjährigen Sohne, der mit einem geladenen Kugelflug hantirte, erschossen.

c. a. An die Elementarlehrerinnen im Französischen Kreis, Gouvernement Wjatka (Rußland), wurde vom Volksschulinspektor das Ansuchen gestellt, falls sie heirathen wollten, nur Lehrer der Volksschule zu nehmen.

— Ein vierzehnjähriger Dithello hat in London auf ein zehnjähriges Mädchen, dem er „den Hof machte“, geschossen und sie verletzt, weil sie einen anderen „erhörte“.

— In London hat ein Millionär das Gemälde des französischen Meers Dagnan Bouveret „Christus und seine Jünger in Emmaus“ für 20 000 Pfd. Sterl. (ca. 400 000 M.) angekauft.